

Peter Cornelius Mayer-Tasch

Das Geld wie Ostwind groß ...

Zeitgemäß-unzeitgemäße Anmerkungen
zum Thema Geld und Finanzen

Der Titel dieses Versuches ist Rainer Maria Rilkes Gedichtzyklus „Das Stundenbuch“ und zwar dem (dritten) „Buch von der Armut und vom Tode“ aus dem Jahre 1903 entnommen, wo es heißt:

Die Städte aber wollen nur das Ihre
und reißen alles mit in ihren Lauf.
Wie hohles Holz zerbrechen sie die Tiere
und brauchen viele Völker brennend auf.

Und ihre Menschen dienen in Kulturen
und fallen tief aus Gleichgewicht und Maß,
und nennen Fortschritt ihre Schneckenspuren
und fahren rascher, wo sie langsam fuhren,
und fühlen sich und funkeln wie die Huren
und lärmern lauter mit Metall und Glas.

Es ist, als ob ein Trug sie täglich öffte,
sie können gar nicht mehr sie selber sein;
das Geld wächst an, hat alle ihre Kräfte
und ist wie Ostwind groß, und sie sind klein
und ausgeholt und warten, dass der Wein
und alles Gift der Tier- und Menschensäfte
sie reize zu vergänglichem Geschäfte.

Und deine Armen leiden unter diesen
und sind von allem, was sie schauen, schwer
und glühen frierend wie in Fieberkrisen
und gehen, aus jeder Wohnung ausgewiesen,

wie fremde Tote in der Nacht umher;
und sind beladen mit dem ganzen Schmutze,
und wie in Sonne Faulendes bespion, –
von jedem Zufall, von der Dirnen Putze,
von Wagen und Laternen angeschrien.

Und gibt es einen Mund zu ihrem Schutze,
so mach ihn mündig und bewege ihn.¹

Die zentrale Botschaft dieses zum Teil analytischen, zum Teil prophetischen, ebenso facettenreichen wie konzentrierten Textes erschließt sich im Lichte unserer heutigen zivilisatorischen Befindlichkeit unmittelbar: „Das Geld wächst an, hat alle ihre Kräfte/und ist wie Ostwind groß, und sie sind klein.“

Die erste Frage, die sich beim Lesen oder Anhören dieses Textes aufdrängt, ist die Frage, warum das Geld „wie Ostwind groß“ ist. Die Antwort auf diese Frage erscheint zunächst vergleichsweise einfach. Verwiesen sei hierzu auf einen anderen, vor mehr als 2000 Jahren verfassten Text – auf Platons Jugendwerk „Politeia“. In einem in der Politeia enthaltenen Dialog zwischen Platons Lehrer Sokrates und Adeimantos erklärt Sokrates das Wesen der Gerechtigkeit am Beispiel des vom Prinzip der Arbeitsteilung geprägten Gesellschafts- und Wirtschaftslebens einer Stadt. Ein Jeder leiste das, wozu er am besten befähigt sei und stelle so einem Jeden zu Verfügung, wozu Jener weniger befähigt sei.² So weit, so gut. Wie wir nun aber wissen, funktioniert der Tausch von Naturalgütern und Handwerksleistungen nur in kleinräumigen Sozialgebilden und unter spezifischen rechtlich-politischen Bedingungen, während bei zunehmender Großräumigkeit der zivilisatorischen Entwicklung das Geld als Substitut und Tauschgröße eingeführt werden musste, um die Versorgung mit Gütern und Leistungen sicherzustellen. Ob Babylon oder Persepolis, ob Athen oder Rom – stets spielte das Geld als Tauschgröße eine unverzichtbare Rolle – wenn auch noch nicht die Rolle, die es in den gänzlich von der Selbstversorgungs- zur Erwerbswirtschaft übergegangenen späteren Zivilisationen spielen sollte.

Reicht diese Antwort aber schon aus, um den Sinn von Rilkes Worten zu verstehen? „Das Geld ... wie Ostwind groß, und sie sind klein“. Die Relation von Größe und Kleinheit ist es wohl, worauf es Rilke ankommt. Das Geld ist groß, weil die Menschen klein sind – dem Sog